In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 7. Posen, den 2. Juli 1927. Nr. 7.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

6. Fortsetzung.

Und dann stiegen sie den schmalen Fußpfad durch die Matte hinab und traten in den „Letzten Heller" ein.

Kränze hingen über der Tür, und Kränze schmückten den Tanzboden im Garten unter den Linden. Die Schwanderin kam den Gästen mit freudigem Ausruf entgegen und trocknete sich an der Schürze die Hände. Ein wenig kränkte es sie, daß der Lehrer nicht mitgekommen sei, aber Lena Firnhalder entschuldigte ihn wortreich, daß er ein Wunderlicher sei und daß man ihn machen lassen müsse, wie er wolle. Er schicke aber viele gute Wünsche und Grüße zur Hochzeit. Danach gingen sie in die niedere, rauchbraune Schenkstube, und die Braut kam ihnen entgegen, bot ihnen den Willkomm und nötigte sie zum Sitzen. Dann trug sie einen Imbiß auf, den die Gotte sich trefflich schmecken ließ. Sie hörte zu ihrer Befriedigung, daß ein Schwein gemetzget worden sei, und wieviel Hühner, Enten und Gänse ihr Leben hatten lassen müssen. Das konnte also recht werden.

Margrit folgte immer nur der Schwester mit den Blicken, wie sie so mit wiegendem Gang hin und her schritt. Judith war groß und wohlgebaut. Sie hatte ihr reiches, schwarzes Haar vom Friseur in der Stadt kreppen und brennen lassen und trug es zu einer modernen, glanzlosen Frisur aufgebauscht. Dazu ging sie in städtischen Kleidern und in Stöckelschuhen.

„Was schaust mich denn alleweil so an, Margrit? Bin ich ein Meerwunder?" fragte sie plötzlich scharf.

„Du gefällst mir halt," sagte Margrit einfach.

Da lachte die andere geschmeichelt: „Dem Thomas hab' ich auch gefallen."

Hernach zeigte die Schwanderin der Jüngsten die Ställe, das Haus, die Scheuern, und Margrit kam nicht aus dem Staunen heraus. Alles war kleiner, niederer und enger, als sie gemeint hatte.

„Es ist, wie es immer war," sagte die Mutter ruhig. „Nur du bist groß geworden, Margrit."

Ueber den Hof her kam der neue Schwager, ein großer, schlanker Bursch mit einem kecken Bärtchen auf der Lippe und lachenden Augen. Er reichte der jungen Haustochter die Hand und bot ihr ein fröhliches Willkomm. „Wir wollen gute Freundschaft halten, wir zwei," sagte er dabei.

„An mir soll's nit fehlen," gab Margrit zurück und betrachtete den Mann ihrer Schwester mit aufrichtigem Wohlgefallen.

„Hoffentlich bleibst du noch ein paar Tage nach der Hochzeit, denn morgen und in den Pfingsttagen hat man so nichts voneinander," sagte der Schwager freundlich.

„Habt Ihr denn so viel Gäste eingeladen?" fragte Margrit. Aber die Mutter belehrte sie, so sei es nicht, wenn eine Wirtstochter heirate. Da komme halt die ganze Kundschaft, und jeder zahle sein Sach', und die Brautleut müßten sich noch vorher halbtot schaffen, daß alles gerichtet sei.

„Hab keine Angst, Margritli," tröstete der Zwygart. „Bloß zum Schaffen bist du nicht da, ich hab' auf den Mittag Tanzmusik bestellt, und zwar ganz aparte — Zigeuner."

Der Samstag vor Pfingsten ist ein rechter Hochzeitstag! Lustig war's, im Wägelchen durch den maigrünen Wald zu fahren unter Finkenschlag und Amselsang! Tannensträußlein mit Papierrosen trugen die Gäule am Geschirr, und Märti, der Kutscher, hatte gar ein Myrtensträußlein am Rock stecken. Judith trug ein weißes Kleid und einen langen Schleier; sie sah nicht aus wie eine Markgräflerbraut, aber schön genug schaute sie drein, und Zwygart betrachtete sie mit verliebten Blicken.

Die Mutter machte dasselbe undurchdringliche Gesicht wie immer, und nur die Gotte war gerührt und genoß ein Gefühl von Feierlichkeit wie bei einer Beerdigung oder sonstigen kirchlichen Handlung.

Im Schwanderhof hatten unterdessen die Magd Kätter und ihre zu diesem Tag gedungene Mutter den Tisch bereitet und das Mahl gerüstet, und als die Hochzeitsleute heimkamen, hatten sich schon viele Gäste eingefunden, die ungeduldig auf das Essen warteten. Es wurde nicht geknausert bei diesem Fest. Allein dreimal gab es zwischenhinein wieder eine andere Art von Suppe und alles an Braten, was man hatte abstechen können, dazu ganze Wagenräder von Kuchen und Riesenkannen von duftendem Kaffee. Die großen Doppelliterflaschen von goldgelbem Markgräflerwein leerten sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit.

Am Nachmittag kam die Musik, wilde, braune Kerle, die geigten wie die Teufel. Auf dem bekränzten Tanzboden draußen drängten sich die Paare. Margrit lernte schnell tanzen, ja sie konnte es eigentlich schon, als man es nur einmal mit ihr versuchte. Bald flog sie von einem Arm in den andern. Hier wagte es niemand, sie gering zu achten, wie die hochmütigen Waldleute es getan hatten. Sie war froh, sie war begehrt, sie las in den Augen, daß sie schön sei, und das machte ihr das Herz so vogelleicht. — —

Sehr lang in die Nacht hinein zog sich das Fest nicht, der Schwanderhof war zu abgelegen, alle hatten noch weite Heimwege. Aber der Wirt sagte es allen beim Abschied, daß morgen und übermorgen die Zigeuner wieder spielen würden.

Drei Tage lang kam Margrit nicht zur Besinnung. Das ganze Leben war auf einmal Tanz und Freude geworden und trank sich wie der leichte, berauschende Wein. Es waren da einige Burschen, die sich besonders um Margrits Gunst bewarben. Der eine wollte ihr einen silbernen Fingerring schenken, der andere meinte, sie müsse unbedingt am nächsten Sonntag zur Fahnenweih des Sängervereins kommen, wo es hoch hergehen werde, und es solle sie keinen Pfennig kosten.

Margrit nahm den Fingerring nicht und wies auch die Fahnenweih ab. Nächsten Sonntag sei sie schon längst wieder auf dem Wald. Da erhob sich große Entrüstung. Was sie dort droben wolle, wo sie doch daheim genug zu schaffen hätten, ja sogar noch fremde Leut' einstellen müßten, was doch unnötig sei, wenn man eigene habe!

In dem Augenblick schritt Judith an der Gruppe vorüber, und ein kurzer, scharfer Blick streifte die junge Schwester; den fühlte das Kind wie einen kalten Strahl. Und sie schüttelte den erblaßten Kopf: „Da gibt's nix, ich geh' wieder hinauf. Jetzt kommt die Mutter ins Leibding, und die Schwester wird hier Wirtin und Bäuerin. Meint Ihr, ich wolle der die Magd machen? Fällt mir grad ein!“

Das verstanden alle. „Ja, 's Judith! Das ist eins, mit dem ist nit gut Kirschen essen. Wird nit lang gehen, so spuckt es seinem Mann auch die Steine ins Gesicht!“

„So sieht der Zwygart grad nit aus. Wenn einer, dann wird er Meister über es.“

„Recht hast. Aber einen harten Strauß gibt's, denn ehe 's Judith nit einmal die Fäust' zu spüren kriegt, pariert es nit. Das ist ein Satansweib!“

Und sie warfen sich vielsagende Blicke zu, lächelten verstohlen, tranken, nickten und schwiegen. Margrit fühlte ein unbehagliches Prickeln im Blut. Sie hatte den „Letzten Heller“ und seine Leute nur im Hochzeitskleid gesehen. Trug wohl alles ein anderes Gesicht an Werktagen und ohne Festglanz!

Es fiel ihr ein, was sich auf diesem Hof an wilden und bösen Dingen abgespielt hatte, und daß die, die um sie herum saßen, alles wußten. Wie hatte nur sie es vergessen können? Sie wurde auf einmal still und stahl sich aus dem lustigen Kreise fort. Und als am Dienstag früh die Gotte zum Aufbruch mahnte, wehrte sie sich nicht dagegen.

Es waren auch alle am Dienstag müd und schlecht gelaunt. Haus und Hof sahen aus wie nach einer Schlacht, und die Aufräumungsarbeiten waren nicht so lustig wie die Vorbereitungen. Die Schwanderin gab den Scheidenden noch viel Vorräte mit und bestimmte, daß Margrit nun bald heimkommen müsse, denn jetzt gebe es bald zu wiegen, und man brauche alle eigenen Kräfte nötig wie das Leben.

4.

Und nun sind sie wieder daheim. Es ist Margrit aber wie einer, die aus dem Sturm in die Stille tritt. Das Blut braust noch in den Ohren, die Pulse hämmern, Stirn und Wangen brennen, und die Stille tut nicht wohl, sondern weh.

So langsam, so müde vertropfen hier die Stunden, so endlos dehnen sich die Tage, so qualvoll wachsen die Nächte. Alles in ihr ist Spannung, Erwartung, Ungeduld, alles Empörung gegen das Gewohnte. Sie haßt die Gotte, sie ekelt sich vor der dicken Glaserfine, ja sie meutert sogar gegen Josias Firnhalder und seine Welt. Selbst seine ruhige Stimme, sein lehrhafter Ton reizen ihren Zorn. Nur ihr Leib sitzt ihm allabendlich gegenüber in seinem Stübchen, ihre Seele ist weit weg; sie wiegt sich bei Zigeunermusik in wilden Tänzen.

Gut ist's, daß der Lehrer das nicht bemerkt. Das, was er zeigt, nimmt ihn selbst immer völlig gefangen. Er kann sich begeistern wie ein Knabe, und es kommt ihm wohl gar nie der Gedanke, daß ihr das gleichgültig sein könnte!

Es ist gewiß schlecht und undankbar, so wenig bei der Sache zu sein. Ja es ist geradezu ein Unrecht gegen ihn, der ihr seine Zeit opfert, und sie nimmt sich vor, besser aufzumerken. Da spukt ihr die Fahnenweih durch den Kopf — wenn sie nun doch hingegangen wäre? Aber sie will ja nicht daran denken. Was liest er denn eigentlich? Eine furchtbare Geschichte von einem, den sie lebendig verbrannt haben, weil er anders dachte, als er durfte. Aber niemand kann seinen Gedanken gebieten. Nicht einmal sie, so ein dumm einfältig Ding, kann die eigenen Gedanken zwingen, zu gehen, wie sie sollen. Immer fliegen sie davon wie wilde Vögel. — —

Und plötzlich kommt es ihr, wie furchtbar das ist, daß sie hier stillsitzen muß und zuhören, sie mit den tänzerischen Füßen und der Seele voll wilder Sehnsüchte — wo es sie vielleicht nur ein Wort kosten würde, und sie wäre frei! Und das Wort kann sie nicht aussprechen vor diesen klaren Augen vor ihr. Und langsam fallen ihr zwei Tränen über die Wangen, grade als Josias Firnhalder aufschaut. Betroffen fragt er: „Du weinst? Was fehlt dir, Kind?“

Sie schluchzt auf: „Heimweh hab' ich!“

„Nach drunten?“

„Nein — ich weiß selbst nicht. Nach dem richtigen Leben, glaub' ich. Nicht nach dem, was in Büchern steht.“ — —

Zürnend weist er auf das Buch: „Und das ist kein Leben, Margrit?“

Sie ringt die Hände ineinander, daß die Gelenke knacken. „Was hilft mir das? Ist doch nur Papier —“

„Nein,“ sagt er ruhig, „es ist nicht Papier, es ist Gedanke. Leben ist Gedanke. Ich habe dir das Beste gegeben, was ich hatte, was die Menschheit besitzt, was ein Geschlecht dem andern als Vermächtnis anvertraut. Daran solltest du teilhaben, solltest ein einziges, winziges Fünkchen Weltseele in dich aufnehmen und mit zu denen gehören, die es weiter tragen und den Kommenden schenken dürfen. Du solltest an deinem Teil dem Ewigen dienen. Du bist zu klein dazu. Drei Tage Tanz und Firlefanz reißen dich zu den andern herunter.“

Margrit schluchzt. Sie fühlt sich wirklich ganz erbärmlich klein, wenn sie zweifelt, ob es wirklich „das Beste“ ist, hier über der Welt bei dem Pflanzennarren zu sitzen und seiner Weisheit zu lauschen. Aber lügen kann sie nicht. Sie sagt: „Ja, ich glaube, Ihr habt recht. Ich gehör' zu denen drunten. Ich muß hinunter, muß alles am eigenen Leib erleben wie die Schwestern. Ich bin doch auch nur eins von unseres Vaters Kindern.“

Firnhalder ist aufgestanden und wandert im Zimmer herum.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dohle.

Von Hans Franck.

Hans Franck, der Dichter der Novellenbände „Septakkord“ und „Das Pentagramm der Liebe“, sowie der Romane „Meta Koggenpoord“ und „Minnermann“, hat soeben im H. Hessel-Verlag, Leipzig C. 1, ein neues Büchlein herausgegeben, das er „Der Regenbogen, Siebenmalsieben Geschichten“ betitelt. In diesem Bande zeigt er sich von einer neuen Seite: als Meister der künstlerischen Anekdote. In keinem seiner bisherigen Werke bot uns Hans Franck eine solch überwältigende Fülle seiner vollendeten Kunst des Erzählens. Im folgenden eine kleine Probe.

Die Schriftleitung.

Ueber dem seitlichen Haupteingange der Breslauer Kreuzkirche sieht man, heutigen Tages noch, auf dem Simse des zweiten Giebels — vom Turm aus gezählt — eine steinerne Dohle. Sie scheint da oben zwischen den Strebepfeilern keinen andern Zweck zu haben als Tausende von Steintieren an den deutschen Domen: den des beziehungslosen Schmuckes. Und doch weiß die Sage über ihre Herkunft und Bedeutung eine der absonderlichsten Geschichten zu erzählen; eine Geschichte von menschlicher Gier und Leichtfertigkeit, von göttlicher Strafe und wundersamer Errettung.

Vor vielen Jahrhunderten stiegen an einem Frühsommermorgen zwei Domschüler heimlich auf den Turm der Kreuzkirche. Der eine hieß Bertel, der andere Barthel Sie waren beide gleichen Alters. Sie trugen beide gleiche Gewandung. Sie hatten beide das gleiche Ziel: Dohlennester ausnehmen! Der Plan war in Bertel aufgestiegen. Denn er war gerissen. Und im Hinblick auf seine elf Jahre ungewöhnlich groß. Barthel hatte seinem unermüdlichen Drängen endlich zugestimmt. Denn er war dümmlich. Und für seine Jahre ungewöhnlich klein. Auch jenseit des Zieles gingen ihre Wege auseinander. Bertel wollte sich die aus dem Nest geraubten Vögel unbemerkt braten. Die Klosterkost war schmal, und er mußte manches Mal hungrig vom Tisch aufstehen. Barthel hingegen dachte an Futter-Streuen, Trinkwasser-Erneuern, Streicheln, Auf-die-Hände-hüpfen-Lassen, Sprechen-Lehren. Zunächst freilich, darin waren beide beim Hinaufsteigen wieder einig, zunächst mußte man die halbflüggen Vögel haben.

„Nichts leichter als das!“ versicherte Bertel — fast ohne Atem, während Barthel leichtfüßig die Steinstufen der Turmtreppe vor ihm hinaufsprang — „zu Dutzenden sind Nester voll junger Dohlen da. Wir können uns die leckersten — die schönsten!“ verbesserte er hastig, als Barthel sich erschreckt nach ihm umsah — „unter ihnen aussuchen!“

Es waren allerdings Dutzende von Dohlennestern oben am Turm vorhanden. Aber mit dem Ausnehmen stimmte es nicht. Denn die Dohlen hatten ihre Nester keineswegs im Dachgebälk

gebaut, wie Bertel dem Barthel auf Erden hundertfach zur Ermunterung versicherte, sondern draußen in den Löchern, Nischen und Höhlungen des Turmgemäuers. So weit Bertel sich auch nach links — nach rechts, nach oben — nach unten ausreckte — seine Arme reichten zu keinem der Nester hin. Und doch saß zu ihren Häupten, in dem Steinkranz. der das südliche Schalloch des Turmes regendicht abschloß, eines der begehrtesten Dohlenhäuser, aus dem es verheißungsvoll zu ihnen herabpiepte.

„Was nun?“ fragte Barthel, der die Sache verloren gab.

„Man muß einen Schritt, einen einzigen, aus dem Schalloch hinaustun,“ antwortete Bertel. „Daß man sich nicht vom Boden herauf um den dicken Lukenkranz herumzuschlängeln hat. Sondern davor steht. Von dort draußen braucht man nur halb so groß zu sein als von hier drinnen. Und kann doch hineinlangen ins Nest. Kann beinah hineinsehen.“

„Ja,“ lachte Barthel und tat sich auf seine vermeintliche Schlauheit wunder was zugute, „ja — — von dort draußen! Aber wer kann in der Luft stehen?“

„Wart nur!“ schnitt Bertel, dem ein verwegener Gedanke gekommen war, das Gelächter Barthels ab und lief davon.

Nach kurzer Zeit kam er mit einem zwei Meter langen Brett zurück, das er vor der Gerätekammer des Glöckners gefunden hatte.

„Das legen wir auf die Brüstung des Schalloches,“ bedeutete Bertel dem staunenden Kameraden. „Ich halt es drinnen fest, und du steigst hinaus.“

„Nach dort draußen? In die Luft hinaus?“ bangte Barthel. „Nein!“

„Gut,“ entschied Bertel, „wenn du ein Hasenherz hast, steig ich nach draußen, und du hälst hier drinnen das Brett fest. Komm!“

„Wenn ich dich Mehlsack niederwippen könnte!“ lachte Barthel aus vollem Halse. „Wenn — — ja, dann ginge es wohl.“

„Nun also,“ triumphierte Bertel. „Stehst du ein, daß du hinausklettern mußt?“

„Freilich,“ gestand Barthel zu. „Anders geht es nicht.“

Bertel und Barthel — nun wieder einer Meinung — schoben demzufolge mit vereinten Kräften das Brett zur Hälfte aus dem Schalloch des Kreuzkirchenturms. Bertel packte es drinnen mit beiden Pranken. Barthel schickte sich an, auf der breiten Luftbrücke aus dem dreiviertelmannshohen Mauerloch hinauszuspazieren.

„Zieh doch erst deine Schalaune aus!“ befahl Bertel.

Schalaune nannte man damals den weiten steifen Radmantel, welchen alle Breslauer Domschüler sommers und winters, sobald sie das Gittertor des mauerumfriedeten Schulhofes verließen, über ihrer enganliegenden schwarzen Hausgewandung tragen mußten und bei harter Strafe außerhalb der Schulfreiheit nicht ablegen durften.

„Nein!“ wehrte Barthel ab. „Dich da drinnen kann man allerdings von unten nicht ohne Schalaune sehen. Wohl aber mich.“

Da lachte Bertel aus vollem Halse.

„Welch ein Einfaltspinsel!“ dachte er. „Als ob, wenn ihn überhaupt von unten einer sieht und erkennt, das Mantelablegen das größere, das Vögelmausen das geringere Vergehe geheißen würde!“

Weil er aber befürchtete, der Widersprechende könne bockbeinig werden, falls er auf seinem Befehl bestände, und es mit seiner Bereitwilligkeit, das Brett zu betreten, vorbei sei: so willigte Bertel ein, daß Barthel mit seinem Schülermantel hinausstieg. War ja ohnehin nur ein Weg von zwei, drei Schritten!

Barthel spazierte also auf dem Brett, welches Bertel drinnen im Turm soweit niederdrückte, daß es säuberlich in der Schwebe blieb, aus dem Schalloch hinaus. Er konnte mühelos in das Dohlennest zu seinem Haupt greifen. Einen der flaumigen, des Fliegens noch nicht kundigen Vögel nach dem andern holte er heraus und tat ihn in seine Mütze, die er mit der Linken — vorsichtig! vorsichtig!! Daß die Schreienden keinen Schaden durch ihn erlitten — an sein Herz barg.

„Wieviel hast du?“ fragte Bertel, als das Nest geleert war, hinaus.

„Sieben!“ jauchzte Barthel.

„Vier kriege ich!“ entschied Bertel.

„Ich kriege vier!“ widersprach Barthel.

„Wer hat das Brett heruntergedrückt, daß du hinausspazieren konntest?“

„Wer ist hinausgeklettert, daß dein Brett-in-die-Luft-Stecken einen Sinn hatte?“

„Ich habe das Schwerste getan. Glaubst du, es war leicht, hier drinnen dir das Gleichgewicht zu halten?“

„Ich habe das Gefährlichste getan. Glaubst du, es war einfach, nach unten zu kucken und nicht schwindlig zu werden?“

„Ich kriege eine Dohle mehr als du. Punktum.“

„Ich kriege die eine Dohle. Streu Sand drauf.“

„Ich kriege vier, du drei. Damit: Basta!“

„Ich kriege vier, du drei. Damit: Sela!“

„Papperlapapp! Wer hat den andern in der Hand? Ich hier drinnen dich oder du da draußen mich?“

„Schnickdischnack! Wer hat die Vögel in der Mütze? Ich hier draußen oder du da drinnen?“

„Ich laß das Brett los, wenn ich nicht vier kriege!“

„Ich setz sie alle sieben wieder ins Nest, wenn ich nicht vier behalten darf.“

„Gibst du mir vier?“

„Nein!“

„Ich laß bei Gott und allen Teufeln, wenn ich die eine Dohle nicht kriege, das Brett los!“

„Tust du ja doch nicht, Bertel!“

„Ich tu's!!“

„Ich kann die sieben Vögel aus meiner Mütze wieder ins Nest zurücksetzen. Du aber, du kannst das Brett nicht loslassen!“

„Ich — — kann — — es — — nicht??“

„Nein!“

„Zum letzten Male, zum allerletzten Male: Krieg ich vier von den sieben Dohlen?“

„Zum letzten, zum allerletzten Male: Nein!“

Da — hat der Tobende drinnen vergessen, daß das Brett nicht wie eine Wippe über einem Baumstamm zu ebener Erde liegt, sondern in schwindelnder Höhe auf der Schallochbrüstung des Turmes der Kreuzkirche? Hat die Wut über den einfältigen Kameraden ihn von Sinnen gebracht ?— Da läßt Bertel drinnen das Brett los, und draußen saust Barthel mit seinen Vögeln ins Bodenlose.

„Hilfe!“ schreit Bertel, wachgeschreckt, auf. „Hilfe! Hilfe!“ und rast die Treppen hinab. Plötzlich erinnert er sich, daß er seine Schalaune, nach der er im letzten Augenblick vor der Flucht griff, noch nicht hat. Er will sie im Laufen überwerfen. Verfängt sich darin. Stolpert. Kollert die Steinstufen hinunter. Bleibt mit gebrochenen Beinen liegen.

Draußen langt zur selben Zeit Barthel auf der Erde an. Wohlbehalten. Die Schalaune hat sich nach einigen Sekunden des Todesschreckens — durch die Luft, die sich unterwärts darin verfing — aufgebläht und ihn wie ein Fallschirm zur Erde getragen. So langsam, so behutsam, daß die Mütze mit den Vögeln schneller fiel, härter aufschlug als der Domschüler.

Der Gerettete, wie wenn nichts Absonderliches geschehen wäre, geht zu seiner Mütze, sieht hinein und jammert: „Tot. Alle Sieben tot. Arme Vögel!“

Erst als man den wimmernden Bertel auf einer Bahre in den Schlafsaal schleppte, wurde Barthel seiner wundersamen Rettung inne, ging zu dem Domherrn, gestand, was sich begeben hatte, und bat um seine Strafe. Der geistliche Oberherr von Kirche und Schule brachte den Mut nicht auf, den gutherzigen Dümmling zu bestrafen. Er ließ nur — als Warnung und Weisung — in den steinernen Sims über dem seitlichen Haupteingang der Kreuzkirche die Dohle einmeißeln.

Der richtige Seemann.

Kaptein Jes Jessen kehrte mit seinem Schoner und einer Ladung Holz von Finnland nach Kiel zurück. Nachdem er ein kräftiges Mahl eingenommen und auf Deck nach dem Rechten gesehen hat, beschließt er, die Augen etwas in der Koje zu wärmen.

„Wannehr soll ick Sei wecken?“ fragt Hinnerk Vöge, der Bestmann.

„I, Hinnerk, weck' mi man, wenn dat anfangt to blasen un wi wedder in Fahrt kümmt.“

Nach einer Stunde frischt der Wind auf, und der Bestmann geht in die Kajüte.

„Nu fangt dat an to blasen, Kaptein,“ sagt er.

„Ssooo?“ antwortet Jes Jessen dröhnig. „Na, Hinnerk, dann will'k di wat seggen. Denn kümm man wedder, wenn dat buten hart blasen deiht.“

Damit dreht sich Jes Jessen auf die andere Seite und schnarcht weiter.

Mittlerweile bessert der Wind immer mehr auf. Die Brecher gehen über den Bug. Da krabbelt der Bestmann wieder zum Kaptein hinuter.

„Nun blast dat aber hart, Kaptein!“

Jes Jessen gähnt und reckt sich.

„Ick will di wat seggen, Hinnerk, dat is woll so slimm nich, kumm man wedder un weck' mi, wenn dat so hart blasen deiht, as dat man blasen kann.“

Hinnerk Vöge begibt sich wieder an Deck. Aus dem Wind ist Sturm geworden. Das Zeug muß gefiert werden. Nur Fock und Klüver bleiben stehen. Die See kocht.

Besorgt klabastert der Bestmann zum dritten Male hinunter.

„Kaptein! Hallo, Kaptein! Nu stahn Sei awert up! Dat blaft nu so hart, als dat man jümmer kann!“

Da kommt unter der alten Wolldecke hervor:

„Ssooo? Na, Hinnerk, dann will'k di wat seggen, dann weck mi man, wenn dat wedder afflaut.“

Eine Derby-Erinnerung.

Im Jahre 1865 gewann das französische Pferd Gladiator des Grafen Lagrange das Derby. Auf der Bahn von Epsom waren viele Franzosen anwesend, die vor Freude außer sich gerieten, als Gladiator als erster eintraf.

„Waterloo ist gerächt! Waterloo ist gerächt!“ schrien sie durcheinander.

Da drehte sich der greise Sir William Harcourt um und musterte die aufgeregten Franzosen spöttisch:

„Indeed, Mylords, Ihr seid beidemal fabelhaft gelaufen.“

Warum wollen die Chinesen einen Sohn und keine Tochter?

(Nachdruck verboten.)

Es ist bekannt, daß in China die Geburt eines Sohnes mit hellem Jubel in der Familie begrüßt wird, während die Geburt einer Tochter eher wie ein Trauerfall betrachtet wird. Der Mord an weiblichen Säuglingen ist dort heute noch an der Tagesordnung, und ein Reisender, der erst vor kurzem China besuchte, berichtet, daß er dort an einer Brücke folgende Inschrift gelesen hat: „Hier dürfen keine kleinen Mädchen ertränkt werden!" Die Frau, die ihrem Manne keinen Sohn schenkt, muß sich deshalb auch gefallen lassen, wenn ihr Mann noch eine zweite Frau heiratet. Deshalb gibt es in China auch keine Junggesellen, während dagegen mancher Chinese mit 35 Jahren schon Großvater ist. Ein jeder Chinese hat eben den Wunsch, einen Stammhalter zu haben, deshalb drängt auch jeder zur Ehe. Warum will nun jeder Chinese einen Sohn? Warum keine Tochter? Der Chinese hat Angst vor der überirdischen Strafe, die seiner nach seinem Tode harrt und glaubt, nur dann im Jenseits ewige Ruhe zu finden, wenn ihm alljährlich an seinem Todestag ein Todesopfer dargebracht wird. Nach althergebrachter Sitte kann dieses Todesopfer jedoch nicht von jedermann dargebracht werden, denn dazu ist nur der leibliche Sohn oder dessen männliche Abkommen befugt. So nimmt der Schrei nach dem Sohne nicht weiter mehr wunder. Verwunderlich ist nur, daß bei dem bekannt realen Sinn des Chinesen dieser Glaube so feste Wurzel geschlagen hat.

Amerikanische Negerstatistik.

Sechzig Jahre sind es her, daß der Neger durch den Sieg des Nordens über den Süden aus der Sklaverei befreit wurde. In dieser kurzen Zeitspanne hat der Neger eine kulturelle Entwicklung durchgemacht, die verblüffend ist und in ihrer ganzen Ausdehnung am besten durch ein paar Zahlen illustriert wird.

Um den kulturellen Aufschwung des Negers hat sich vor allem das vorbildlich geleitete Tuskegee-Institut in Alabama verdient gemacht, das sich als Gewerbeschule und Lehrerbildungsanstalt in ganz Amerika eines hervorragenden Rufes erfreut. Dem Tuskegee-Institut sind eine ganze Reihe anderer Anstalten nachgegründet worden. In der kurzen Zeitspanne von 60 Jahren haben es die Neger so weit gebracht, daß sie heute über 40 000 schwarze Lehrkräfte verfügen können, von denen 5000 Hochschulbildung besitzen. Insgesamt gibt es über 100 000 schwarze Studenten und Studentinnen in Amerika. In den Schulen der Neger werden 2½ Millionen schwarze Schulkinder unterrichtet, wofür ein jährliches Schulgeld von 15 Millionen Dollars aufgebracht werden muß. Die kulturellen Anstrengungen der Neger haben den Erfolg gezeitigt, daß es heute nur noch 15 Prozent Analphabeten unter den Schwarzen gibt — ein Prozentsatz, der wesentlich besser ist, als der Italiens oder gar Spaniens.

In akademischen Berufen, wie Richter, Staatsanwaltsgehilfen, Apotheker und Zahnärzte sind die Neger stark vertreten. So gibt es z. B. über 500 schwarze Aerzte und Aerztinnen. Selbstverständlich sind die Neger auch in Landesparlamenten — in 13 Landtagen und in einem Landtags-Oberhaus — durch Abgeordnete vertreten.

Auch im wirtschaftlichen Leben Amerikas stellen die Neger heute eine durchaus beachtenswerte Macht dar. Ganz abgesehen davon, daß es zahlreiche Neger-Millionäre gibt, verfügen die Schwarzen über 72 Negerbanken mit schwarzen Direktoren und ebensolchen Versicherungsgesellschaften — 36 an der Zahl. Und da es eine ziemlich starke Negerpresse gibt, deren bedeutendstes Organ „The Crisis" ist, so können und verstehen die Neger es ausgezeichnet, sich Gehör zu verschaffen.

Die Zahl der selbständigen Landwirte wird auf 900 000 geschätzt. Davon sind über 200 000 Gutsbesitzer, der Rest Pächter.

Das afrikanische Ideal existiert für den Neger Amerikas nicht. Wenn er nach Afrika geht, dann nur als Weltreisender, Jäger — oder Missionar. Die religiöse Bewegung unter den Negern ist sehr stark. Es gibt unter ihnen: Baptisten, Methodisten und Quäker, als Sekten auch Katholiken und Juden. Die Gesamtzahl der schwarzen Gläubigen dürfte sich auf 5 Millionen belaufen, die sich auf 45 000 Kirchengemeinden mit einem Kirchenvermögen von insgesamt 100 Millionen Dollars verteilen. Dabei ist es beachtenswert, daß die Schwarzen lehren, Gott sei schwarz — der Teufel aber weiß.

In jüngster Zeit haben sich die Neger auch in der Kunstwelt Geltung zu verschaffen gewußt. Es sei nur an den auch in Europa sehr gefeierten Negertenor Roland Hayes und an die beiden Revuesterne Florence Mills und Josefine Baker erinnert. Auf dem Gebiet des Sports haben die Neger schon Ausgezeichnetes geleistet, stellten sie doch im Boxsport, Springen, Laufen und Schwimmen eine ganze Reihe internationaler Meister.

Gerade die Absperrung, in der sie von Amerika noch immer gehalten werden, hat den Negern eminent genützt und sie zu einer durchaus beachtlichen Kulturmacht entwickelt.

Kleine Geschichten.

Strauß als Krokodilkenner.

Vor Jahren, als Richard Strauß noch jung und seine Musik noch heftig umstritten war, fand sich einmal in einem Münchener Restaurant eine Künstlergesellschaft zusammen, darunter auch Strauß selbst und ein bekannter Musikkritiker, der als unversöhnlicher Gegner der Straußschen Musik galt. Man unterhielt sich trotzdem vortrefflich, und zu vorgerückter Stunde entspann sich sogar eine Diskussion über Krokodile: irgend jemand wollte den Unterschied zwischen einem „Alligator" und einem „Kaiman" wissen, während der Kritiker behauptete, beides wäre dasselbe. Als sich auch Strauß einmischte, fragte ihn der Kritiker ziemlich hitzig:

„Verstehen Sie denn überhaupt etwas von Krokodilen?!"

„Genau so viel wie Sie von Musik," erwiderte der Meister mit kühler Ironie.

Die Anwesenden schmunzelten. Doch der Kritiker verzog keine Miene.

„Strauß ist in der Tat der beste Krokodilkenner der Gegenwart!" replizierte er prompt. Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Theatralische Sendung.

Hans Reimann, der bekannte Humorist, brotlos aus dem Kriege heimgekehrt, stieß in den Straßen von Leipzig auf Fritz Viehweg, den Direktor des Leipziger Schauspielhauses.

„Kann ich nicht bei Ihnen Dramaturg werden?" fragte er.

„Meinetwäjen!" sagte der Direktor. „Mich stör'n Se nich!"

Im Sommer 1784 erschien in der „Vossischen Zeitung" nachfolgende Kritik: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, das unserer Zeit Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann. Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer hundertsiebenundsechzig Seiten voll ekelhafter Wiederholungen, gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimatias durchlesen kann und mag, der prüfe selbst. So etwas schreiben, heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten, und darin hat sich der Verfasser diesmal selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blasen." — Der Mann hats ihm gegeben, dem armen Verfasser und seinem Stück; letzteres hieß „Kabale und Liebe" und der Verfasser, unter dessen Händen alles zu Schaum und Blasen wird, Friedrich Schiller.

Aus aller Welt.

Dem Dürer-Jahr entgegen! Aus Nürnberg wird uns geschrieben: Die Vorbereitungen für das Dürer-Jahr 1928 sind in Nürnberg schon mächtig im Gange. Vor allem ist bereits eine umfassende Instandsetzung und Neuordnung des Dürer-Hauses beschlossen worden. Neben baulichen Maßnahmen, bei denen Erhaltung der feinen altertümlichen Stimmung oberster Grundsatz sein wird, sind Verbesserungen der Inneneinrichtungen beabsichtigt. So sollen die Kachelöfen, die aus neuer Zeit stammen, durch solche aus Dürers Tagen ersetzt werden, ebenso einzelne Möbel. Die elektrische Lichtleitung wird verdeckt geführt werden, die Beleuchtungskörper werden altertümlich verkleidet. In den Sammlungsräumen werden die hohen Schaukästen, die das Licht wegnehmen, durch Pultvitrinen ersetzt werden; auch die ausgestellten Blätter werden zum Teil erneuert, und zwar werden wenig gute Kopien durch Originale oder bessere Reproduktionen zu ersetzen sein. Auch eine Ergänzung der Büchersammlung gilt als bedeutsame Pflicht.

Eine Lindbergh-Briefmarke. Dem Ozeanflieger Lingbergh zu Ehren wurde in den Vereinigten Staaten eine Lindbergh-Briefmarke in einer Auflage von vorläufig 14 Millionen Stück herausgegeben, die in Washington zum Verkauf gelangte und bereits reißenden Absatz hatte.

Eugen Diederichs Jenaer Ehrenbürger. Anläßlich seines 60. Geburtsages wurde der Verlagsbuchhändler Dr. h. c. Eugen Diederichs zum Ehrenbürger der Stadt Jena ernannt.

Raabe-Tagung in Holzminden. Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" hält ihre diesjährige Hauptversammlung vom 1. bis 3. Oktober in Holzminden ab. Den Hauptvortrag hält Oberstudiendirektor Dr. Fricke über „Wilhelm Raabe und die Weserheimat". Während der Tagung wird der neue städtische Raabe-Brunnen in Holzminden eingeweiht werden. Den Schluß der Veranstaltungen bildet eine Fahrt zu den Rabestätten der Umgebung am 3. Oktober.

Fröhliche Ecke.



Grützmacher traf seinen Freund Haferle. „Donnerwetter, hast du aber einen feinen Hut auf!" rief er bewundernd. „Wann hast du dir den angeschafft?" — „Ja, weißt du," erwiderte Haferle nachdenklich, „gekauft hab ich ihn mir im Frühjahr 1919. Im nächsten Jahr habe ich ihn dann reinigen lassen, und 1921 hat er ein neues Band bekommen. Dann hab ich ihn immer sehr sorgfältig behandelt, jeden Morgen abgebürstet und so . . . du weißt ja, in den Inflationsjahren konnte man sich nichts kaufen, schließlich hab' ich ihn noch zweimal reinigen lassen . . . und gestern . . . habe ich ihn in einem Restaurant vertauscht."

*

Auf die Annonce, daß ein Hausmädchen gesucht wird, meldet sich eine Bewerberin. Die Hausfrau fragt sie: „Haben Sie Empfehlungen?"

„Nein, — Sie?"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.